

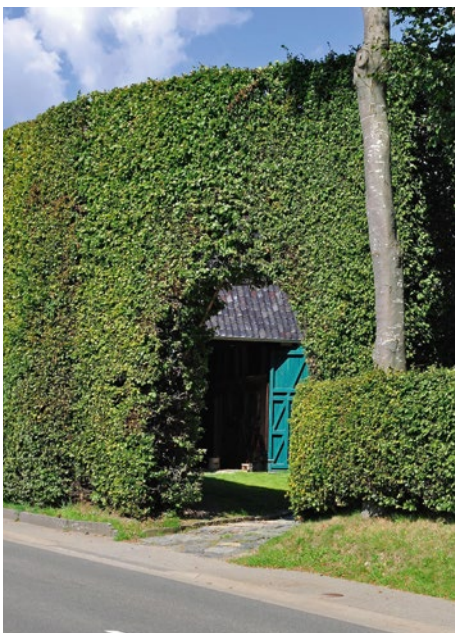
Heckentheater

Hecke, Zaun oder Mauer – welche Grenze soll der Garten bekommen? Ist die Entscheidung für eine pflanzliche Umfriedung gefallen, beginnt die Qual der Wahl erst richtig. *Anke Kuhbier* fächert die Möglichkeiten auf und stellt Heckenkuriositäten vor.

Eine Hecke ist ein linienförmiger Aufwuchs dicht beieinanderstehender und stark verzweigter Sträucher oder Büsche – so die Definition in Wikipedia, der „freien“ Enzyklopädie. Welch' dürre Worte in Anbetracht dessen, was Hecken sein können!

Hinter Hecken kann man sich verstecken, sowohl vor Blicken als auch vor Wind und Sonne. In Fachbüchern gibt es eine entsprechende Vielzahl von Berechnungen und Ratschlägen über Windrichtungen und -winkel, Blickdichte und sogar Lärminderungsmessungen.

Ein imposantes Heckentor vor der Haustür
(Foto: mauritius images/Zoonar GmbH/Alamy)



Grüne Heckenarchitekturen in Chatsworth – England (Foto: Marion Nickig)

Aus Hecken werden Labyrinth gebaut, sie dienen als Kulisse (und Umkleieräume) im Freilufttheater wie in Herrenhausen oder man baut mit ihnen grüne Zimmer wie in Veitshöchheim. Sie sind strukturgebende Elemente, können wie Architekturen eingesetzt werden. Schöne Beispiele gibt es aus Renaissancegärten und im Barock. Demgegenüber waren die in organische Formen geschnittenen Buchsgebilde des Gartendesigners Jacques Wirtz gewöhnungsbedürftig. Dem Reihenhaushändler von heute sind allerdings Hecken der Inbegriff des unaufhörlichen nachbarschaftlichen Streites, was ihre Höhe und die Häufigkeit des Schneidens anbetrifft.

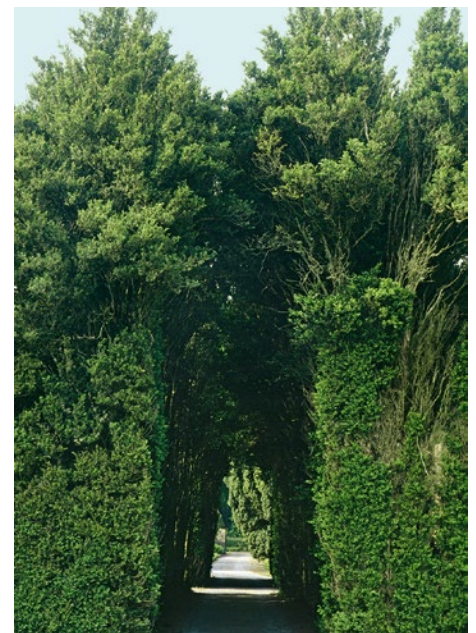
Es gibt Riesenmonsterhecken, wie die über 25 Meter hohe und 250 Jahre alte Buchenhecke in Meikleour (Perthshire/Schottland) oder die bizarr geformten bis zu 10 Meter hohen Buchenhecken des Monschauer Heckenlandes (Eifel), die aus dem 17. Jahrhundert stammen. Die akkurat getrimmten Eibenhecken von Versailles sind legendär, ihr Schnitt wird inzwischen mit einem Laser-„Lineal“ vorgenommen. Auch Schönbrunn gehört in die Kategorie der Superlative, seine Riesenhecken und -tunnel scheinen wie aus einem Wald her-

ausgeschnitten zu sein und die – teilweise schon 200 Jahre alte – Ausstattung mit Schneidwerkzeugen, fahrbaren Leitern und Schablonen ist entsprechend bemerkenswert.

Unseren ackernden Vorfahren war die Hecke, war der Knick ein wirksamer Schutz gegen das Eindringen oder das Ausbüchsen von Tieren. Allerdings dienten Laubhecken auch als Futterspender für das Vieh: Die sogenannten Lohhecken lieferten das „Laubgras“ im Winter oder wenn in trockenen Sommern das Gras verdorrt war. Je nachdem kultivierte man dornenbewehrte oder üppigere Laub-Sträucher. Die Auswahl war begrenzt auf gebietsheimische Gehölze, die durch jährliches Anbeilen und Umknicken zu einem undurchdringlichen Dickicht wurden. In Zeiten tragbarer Akkus und Elektrodraht sind sie nicht mehr nötig.

Dem Naturschützer allerdings ist die (auch ungeknickte) freiwachsende, bunte Hecke aus Weißdorn, Feldahorn, Pfaffenhütchen, Hainbuche, Schlehe, Holunder und Wildrose eine Oase für allerlei Getier, die sorgsam gepflegt werden will. In dem „natürlichen“ Lebensraum dürfen Monokulturen oder verschatten-

Wenn die Leiter nicht mehr reicht, bekommt die Hecke einen Wuschelkopf (Foto: M. Nickig)





Heckenformation aus Bramdean House in England (Foto: Marion Nickig)

de Hochwüchse nicht Platz greifen. Sie bilden das Rückgrat ökologischer Ausgleichsflächen und können schon in kleinen Abschnitten helfen, den Tierbestand zu vergrößern. Oft werden sie nicht einheitlich beschnitten, sondern teilweise „auf den Stock gesetzt“ oder gezielt ausgelichtet. Die unterschiedliche Wuchskraft der Gehölze verlangt individuelle Behandlung.

Ganz im Gegensatz die sogenannte Schnitthecke. Sie nimmt weniger Platz in Anspruch und die Pflege ist simpel. Man verwendet sie auch innerhalb des Gartens als Strukturelement oder als ruhigen Hintergrund für bunte Rabatten. Hier sind die Möglichkeiten vielfältig: Immergrünes, Duftendes, Fruchtttragendes, Stacheliges, Grünes, Panaschierendes, Rotes – entscheidend ist der „linienförmige Aufwuchs“. Im Botanischen Garten von Edinburg, im Schaugarten der Royal Horticultural Society in Wisley und in kleinerem Maßstab auch in größeren Baumschulen, gibt es Demonstrationsanlagen, in denen jeweils zwei Meter lange Schaustücke aller nur denkbaren Hecken angepflanzt sind. Eine erstaunliche Vielfalt bietet sich dort dem Besucher und man kann wie an einer Kleiderstange im Kaufhaus die ge-

wünschte Art wählen. Nur nicht zum Mitnehmen.

Bei den Immergrünen sind Eibe, Buchs, Thuja und Ilex diejenigen, die sich am akkuratesten schneiden lassen. Der Effekt ist streng, besonders im Winter. Deshalb sollten auch laubabwerfende Gehölze in der Nähe stehen, die mit ihrem vielfältigen Astwerk für Auflockerung sorgen. Ein „Zwischending“ ist die Hecke aus Rotbuche *Fagus sylvatica*. Nicht wirklich immergrün, behält sie doch im Winter ihr rostrosa Laub, das erst im Frühjahr mit dem neuen Austrieb abfällt.

Bei den sommergrünen sind die Rot- und die Hainbuche (*Fagus sylvatica* und *Carpinus betulus*) mit weitem Abstand die beliebtesten. Berberitze und Liguster (es gibt auch immergrüne) sind niedriger wachsende Arten, die auch sehr schnittverträglich sind. Seltener findet der Feldahorn Verwendung, obwohl seine Herbstfärbung sehr reizvoll ist. Dann kennt man natürlich die (teilweise immergrünen) Arten, Lorbeerkirsche, Feuerdorn und Fichten, die sich alle gut schneiden lassen.

Zwischen den alternativen Schnitthecke und der Naturhecke befindet sich das weite Feld der sogenannten freiwachsenden Hecke. Darunter versteht man

Rotbuchenhecken sind auch im Winter schön. (Foto: Marion Nickig)



Hier stellt sich die Frage: Hecke oder Baum? (Foto: mauritius images/Radius Images)

Gehölze (Sträucher und kleine Bäume), die seltener geschnitten werden und eine engere Pflanzung vertragen. Da ist die Auswahl fast grenzenlos, u.a.: Schneeball, Weigelie, Zierkirschen, Kolkwitzie, Hartriegel, Flieder, Traubenhollunder, Eberesche, Zierquitte und Blutjohannisbeere. Auch kleinwüchsige Wildrosen und Forsythien kommen infrage.

Es lässt sich aber auch mit Kletterpflanzen ein Zaun so begrünen, dass dieser nicht mehr sichtbar ist und der Augenschein eine Hecke ausmacht. Derartige Scheinhecken zum Beispiel aus Efeu sind immergrün und gut in Form zu halten.

Es wäre ein Jammer, empfände man Hecken lediglich als Grenzziehung zur Straße oder zum Nachbarn. Sie haben gestalterisches Potenzial, das genutzt werden sollte. Wie effektiv stehen helle Stauden vor einer dunklen Eibenwand, wie leicht lassen sich mit Hecken Blicke (und Füße) lenken.

Und nicht zuletzt können wir mit ihnen Räume im Garten schaffen. Für eine besondere Privatheit, für den Küchengarten oder das schöne Bild, in dem, besonders gerahmt, unsere Lieblingsblumen blühen.

Anke Kuhbier

Shakkei – die „Geliehene Landschaft“

Über eine alte Tradition gewollter „Grenzüberschreitungen“ in der fernöstlichen Gartengestaltung berichtet *Ursula Alsleben*.

Und wenn es nur ein leeres Feld ist, zieh deinen Vorteil daraus und benutze es als nebligen Hintergrund.“ In ihrem Gedichtband „Geliehene Landschaften“ zitiert Marion Poschmann diese Anweisung des chinesischen Gartenbauers Ji Cheng aus seinem Gartentraktat „Yuan Ye“ aus dem Jahr 1631. Es ist wohl die erste schriftlich niedergelegte Beschreibung für die Technik der Geliehenen Landschaft, obwohl das Phänomen selbst schon viel früher in den Gärten Chinas zu finden war.

Neben Wasser und Felsen war sie ein zentrales Element chinesischer Gartenarchitektur. Zunächst in chinesischen Gärten praktiziert, wurde die Geliehene

Landschaft auch ein unverzichtbares Element japanischer Gärten und hat später ebenfalls Eingang in die europäische Gartenarchitektur gefunden. Capability Brown kannte das Konzept und verwendete es, wenn auch mit modernem europäischem Hintergrund.

Um den Blick und die Seele zu weiten, war es den chinesischen Gelehrten wichtig, in den traditionell kleinen Gärten durch Mauern unschöne und unerwünschte Elemente auszublenden und Schönes, Ergreifendes, das außerhalb des Gartens lag, durch kleine, klug gewählte Sichtfenster einzubeziehen. Die Technik schafft bewusst eine Illusion von Tiefe und Weite, von Wandel und Konzentration durch das Einrahmen einzelner sparsam, aber sorgfältig ausgewählter Elemente. Sieben Möglichkeiten des Entleihens kennt die asiatische Gartenphilosophie: Das Entleihen aus der Ferne, aus der Nähe, von unten, von oben, das gegenseitige Entleihen aus einem benachbarten Garten und das



Entleihen von Elementen, die mit den Tages- oder Jahreszeiten wechseln. Dem entsprechend werden ferne Berge und Hügel, nahe Bäume oder Gebäude, Himmel und Wolken, Licht und Schatten oder der Mond in der Nacht in das Gartenkonzept einbezogen. So gelingt es, auf kleinstem Raum die Weite der Natur gegenwärtig zu machen. Wichtig ist jedoch, dass das Entliehene zur Aussage des Gartens passt, stimmig und angemessen ist. Wie damals werden deshalb auch heute noch die Gärtnerlehrlinge in Japan angewiesen, vor aller Gartenplanung das natürliche Gelände und die Umgebung aufmerksam zu studieren und das so Aufgenommene in der Anlage des Gartens zu symbolisieren. Es geht darum, die natürlichen Gegebenheiten im Kleinen zu repräsentieren.

In der japanischen Gartenbaulehre taucht das Wort *shakkei*, übersetzt „Geliehene Landschaft“, nicht vor dem 19. Jahrhundert auf, obgleich auch hier die Sache selber schon viel früher bekannt war. Schon immer wählte der Gärtner für die „Geliehene Landschaft“ beson-

dere Elemente aus, und um diese in Szene zu setzten, benötigte er einen Rahmen, seien es Hecken, Gartenmauern, große Steine, Baumstämme oder Baumgruppen. Fast immer wird die „Schnittstelle“ zwischen Garten und „Geliehener Landschaft“ durch ein horizontal angelegtes Element markiert. Dies kann eine Hecke oder ein Stück Mauer sein, die die Grenze markieren und gleichzeitig die beiden Elemente verbinden und den Blick des Betrachters nach außen und in die Ferne lenken. Dies mag der Grund sein, weshalb der japanische Teegarten nur sehr selten „Geliehene Landschaften“ verwendet, denn in ihm soll sich der Blick nur nach innen, auf die Zeremonie des Teehauses konzentrieren.

Dieses bewusste Komponieren schafft ein Spiel zwischen tatsächlicher Grenze und optischer Entgrenzung. Es ist ein Spiel mit der Illusion, es ist Täuschung und zugleich Weitung des Blicks, auf jeden Fall ist es ein In-Szene-Setzen sowohl des eigenen Gartens als auch der geborgten Elemente. Für den Betrachter wird die Begrenzung des Gartens in Aus-

schnitten aufgehoben, und die Umgebung erhält Zutritt auf der Gartenbühne.

Viele japanische Gärten müssen seit einigen Jahren erleben, dass die „Geliehene Landschaft“ durch städtebauliche Veränderungen und ausufernde Bebauung bedroht ist. Der Wandel der Städte macht so in trauriger Weise deutlich, dass die Landschaft tatsächlich nur für eine gewisse Zeit geliehen war. Wunder-schöne Beispiele „Geliehener Landschaften“ finden sich aber immer noch in den Gärten Murin-an, Shinnyo-do oder dem Entsu-ji-Tempel in Kyoto.

Ursula Alsleben

Zum Weiterlesen:

Sehr zu empfehlen ist die Schrift *Qian Yuan - Chinesische Gartenkunst* in Bochum von Zhang Zhenshan, dem Architekten des chinesischen Gartens im Botanischen Garten Bochum (2015). Sie ist auch online verfügbar. Als weiterführende Literatur sind zusätzlich zu empfehlen: Teiji Itoh, „Space and Illusion in the Japanese Garden“, 1973 und Selly Bryant, *The Classical Garden of Shanghai*, Hongkong 2016. Unter www.faz.net/-hrx-8zlik findet sich ein Interview mit der Architektin Elisabeth Rave über „Geborgte Landschaft: über Gärten, die über sich hinauswachsen“ vom 14. Juli 2017.

Musterbeispiel des gestalterischen Kunstgriffs: der Entsu-ji-Tempel in Kyoto (Quelle: mauritius images/Alex Ramsay/Alamy).



Die Überraschungsgrenze



Der englische Landschaftsgarten folgt der Idee eines „begehbaren Gemäldes“. Grenzen sind seinem Wesen zwar eigentlich fremd, doch kommt auch er nicht ohne Gestaltungselemente aus, die ihn von seiner Umgebung trennen.

Antje Peters-Reimann blickt über und auf „Ha-Has“.

Wenn die elegant gekleideten Besucher der Glyndebourne Festival Opera, einer der kleinsten Opernbühnen der Welt, nach draußen in die Pause zum Picknick strömen, bietet sich ihnen ein malerischer Ausblick: Ihr Auge schweift über den romantischen Garten des Geländes mit seinem gepflegten Rasen über einen lauschigen See hinaus weit in die Land-

schaft der Sussex Downs hinein. In unmittelbarer Nähe sieht man die Schafe grasen und erschrickt unwillkürlich: Werden die sanften Wiederkäuer einem etwa beim gepflegten Pausenpicknick die Eier-Kresse-Sandwiches vom edlen Porzellanteller naschen? Zur Angst besteht jedoch kein Grund, werden doch die Schafe durch ein „Ha-Ha“ von der Teilnahme am Picknick abgehalten.

Durch ein was? Nein, die Autorin hat sich nicht verschrieben, denn der kuriose Name bezeichnet ein Gestaltungselement, das vor allem im englischen Landschaftsgarten zur Berühmtheit gelangt ist. Unter dem „Ha-Ha“ versteht man einen trockenen, tiefer liegenden Graben oder einen Geländeabfall, der verhindert, dass Tiere oder andere ungebetene Gäste in den Garten oder Park gelangen. Während eine Mauer den Blick in die umgebende Landschaft verstellen könnte, lässt der Graben den Blick des

Betrachters ungehindert durch die Umgebung gleiten. Mithilfe dieses illusionistischen Kunstgriffs wirkt der Garten selbst scheinbar größer, weil er mit der Umgebung eins zu sein scheint. Derselbe Effekt lässt sich auch mit einer versenkten, uneinsehbaren Mauer erzielen. Wird dieses gestalterische Element eingesetzt, kann man von der Terrasse eines Country Houses in die Landschaft schauen und sieht in der Ferne Rotwild, Schafe oder Kühe grasen. Doch sie können sich nicht an den prächtigen Gartenpflanzen des Anwesens laben, weil sie die unsichtbare Böschung nicht überwinden können.

Doch woher stammt der merkwürdige Name „Ha-Ha“? Man erklärt sich diesen Begriff als lautmalerischen Ausruf



Der gemauerte Geländeabbruch – HaHa – des Parks von Hopetoun House in West Lothian, Scotland (Foto: Wikipedia/Andrew Shiva)

des Erstaunens, der dem Flaneur unwillkürlich entschlüpft, wenn er sich bei seinem Spaziergang im Park dem Graben nähert und diesen genialen Kunstgriff des Gärtners bemerkt und versteht: „Ha-Ha!“ oder auch „Aha!“. Den mit steilen Wänden gemauerten Grenzgraben, der den gleichen Effekt bewirkt, nennt man hingegen „saut-de-loup“ (= Wolfssprung), weil er so dimensioniert ist, dass er von einem Wolf nicht übersprungen werden kann.

Gemeinhin wird angenommen, die Engländer hätten das „Ha-Ha“ erfunden, als sie das Konzept für den englischen Landschaftsgarten ersannen. Dennoch

war dieses ebenso einfache wie geniale gartenkünstlerische Gestaltungselement schon im französischen Barock bekannt. Der französische Gelehrte und Naturhistoriker Antoine-Joseph Dezallier d'Argenville (1680–1765) beschrieb bereits 1709 die Konstruktion dieses gärtnerischen Kunstgriffs in seinem bekannten Werk „La théorie et la pratique du jardinage“: Diese Art Graben habe gegenüber einem Zaun oder Eisengitter den Vorteil, dass er eine „claire-voie“, eine „freie Sicht“ erlaube. Die erste be-

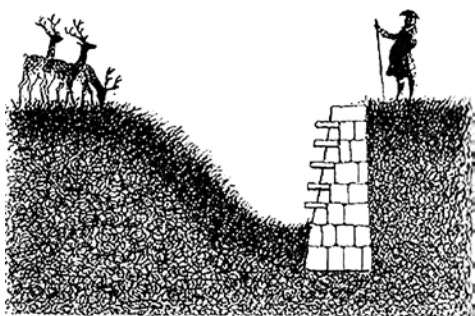
kannte Zeichnung eines „Ha-Has“ wird dem englischen Landschaftsarchitekten Stephen Switzer zugeschrieben. Es war ein französischer Gärtner, der um 1695 das erste „Ha-Ha“ auf englischem Boden in Levens Hall (Cumbria) anlegte.

Doch seine englischen Kollegen griffen diese gute Idee schnell für ihre neu entstehenden Landschaftsgärten auf. Als einer der ersten verwendete Charles Bridgeman (1690–1738), der früheste



Der Park von Arley Hall, Cheshire, England geht unsichtbar in die Landschaft über. Den Graben sieht man von Ferne nicht.
(Foto: Marion Nickig)

Aufgraben, Abstützen und schon kommen ungebetene Gäste nicht auf das Grundstück.
(Quelle: Felix Kelly/www.austenonly.files.wordpress.com)



Gartengestalter von Stowe, das „Ha-Ha“. Es öffnete den Blick in die Landschaft und machte so den Weg frei für Abkehr vom streng formalen Stil des Barock hin zum englischen Landschaftsgarten. Nach ihm erkannte insbesondere der Landschaftsgärtner William Kent (1685–1748) schnell die interessanten Möglichkeiten, die das „Ha-Ha“ bot, und machte es sich für seine Gartengestaltungen zunutze. Wer sich heute auf die Suche nach wirklich alten Formen dieser künstlerisch verborgenen Grenzen machen will, die sich den freien Blick in die umgebende Landschaft ausleihen, wird unter anderem in den Parks von Burghley House (Lincolnshire), Castle Ashby (Northamptonshire) oder Petworth House (West Sussex) fündig.

Aber man muss sprichwörtlich gar nicht in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe liegt. Im landschaftlich gestalteten Teil von Schloss Nymphenburg kann der Spaziergänger seine Blicke weit durch die Wiesentäler wandern lassen. Vier „Ahas“ – so nennt man sie

bei uns – verlängern diese Durchsichten noch um ein Vielfaches. Auch im Schloss Eremitage in Bayreuth schließt ein „Aha“ den Parkbereich von den umgebenden Feldern ab. Noch viele zahlreiche andere Beispiele lassen sich finden, wenn man sich erst einmal auf „Ha-Ha“-Suche begeben. Häufig sind sie so perfekt in die Parks und Gärten integriert, dass man sich ihrer gar nicht bewusst wird. Doch sie lenken den Blick des Betrachters nicht allein weit in die Landschaft hinaus, sondern oft ganz gezielt auf ganz bestimmte Ausblicke, sogenannte „points de vue“, am Ende einer Sichtachse hin. Dort steht dann vielleicht eine wunderschöne Gruppe von Solitärbäumen oder eine alte, künstliche Ruine – ganz so wie in den Bildern eines Claude Lorrain, Nicolas Poussin und Gaspard Dughet. „Ha-Has“ sind die Vermittler der „malerischen“ Ansichten, die Landschaftsgärten ihrem Betrachter so häufig bieten. Sie sind unsichtbare Grenzen, die den Blick ins Grenzenlose schweifen lassen.

Antje Peters-Reimann